

Wie man die Träume registriert. So wurde bereits kurz berichtet, daß der amerikanische Gelehrte Hugo Gernsback einen Apparat erfunden hat, um die Träume objektiv zu beobachten. Näheres über die Ergebnisse seiner Untersuchungen wird jetzt in der „Umschau“ mitgeteilt. Gernsback geht von der Annahme aus, daß eine wirkliche Ruhe des Geistes und des Körpers nur durch den traumlosen Schlaf erzielt werden kann. Da Träume sowohl aus körperlichen wie aus seelischen Ursachen entstehen können, muß bei Kranken, die an zu häufigen Träumen leiden, sowohl der körperliche wie der Geisteszustand untersucht werden. Bei Träumen, die „aus dem Magen“ kommen, ist am leichtesten durch eine Regelung der Nahrung eine Besserung zu erzielen. Schwieriger ist es schon, den Träumen zu begegnen, die aus der Seele kommen. Gernsback bedient sich bei seinen Versuchen eines Polysomnographen, der selbsttätig Pulsschlag und Atemkurven fortlaufend aufzeichnet. Der Aufnahmeapparat wird an dem Herzen oder am Handgelenk der Versuchsperson angebracht und schreibt bei ruhigem, traumlosen Schlaf eine ziemlich gleichmäßige Kurve. Plötzlich einkehrende Ausschläge, die mehr oder weniger stark sein können, zeigen das Auftreten eines Traumes an. Auf diese Weise konnte die Dauer des Traumes gemessen werden, und es zeigte sich, daß auch die kürzesten Träume immerhin mehrere Sekunden dauern. Die Kurven zeigen eine stärkere Erregung des Herzens und eine Zunahme der Zahl der Atemzüge beim Auftreten der Träume. Man kann Träume durch äußere Beeinflussung der Versuchsperson hervorrufen. So ist z. B. ein Wassertropfen, den man auf den Schläfer fallen läßt, einen Traum aus. Läßt man eine elektrische Klingel leise ertönen, so werden dadurch Atem und Puls beschleunigt und ein Traum setzt ein. Wenn dann das Klingeln wieder aufhört, wird die Atem- und Pulskurve normal, was auf ein Aufhören des Traumes schließen läßt. Wird dann stärker geklopft, so erwacht die Versuchsperson und erzählt ihren Traum, in dem stets eine Glocke eine Rolle spielt.

Gesellschaft und Mode

Der Schaffenszucht des Modellschöpfers. Was wird die Dame im nächsten Frühjahr tragen? Wodurch wird die Schöne ihre Schönheit noch erhöhen? Das ist die große Frage, die gegenwärtig wieder einmal die Pariser Modellschöpfer beschäftigt. Es ist die Zeit, da sie sich ganz dem schwierigen Geschäft des Schaffens hingeben. „Da sitzt er in seinem Salon in der Rue de la Paix, der große Meister“, so wird uns dieser Schöpfervorgang in einem Pariser Blatt geschildert. „Da sitzt er und denkt und denkt mit unglaublicher Anstrengung, welche besonderen Linien er dem Schnitt des Rockes, welche zarten Nuancen er dem Fall der Ärmel, welchen Rhythmus er dem Fluß des Kleides verleihen muß, damit alle Frauen hingekissen sind. Schlanke Vorführdamen gleiten geräuschlos durch sein Atelier, jeden Augenblick bereit, ihm zur Verfügung zu stehen. Geblissenen warten mit vielstündigen und kostbaren Stoffen, damit das Material für sein Werk stets zur Hand ist. Der Modellschöpfer denkt weiter. Er denkt an all die Frauen, die durch ihn Schönheit und Glanz empfangen wollen, an die großen blondhaarigen Schwedinnen mit blauen Märchenaugen, an die kleinen dunklen Spanierinnen mit der leuchtenden Blau des Blickes. An sie alle muß er denken; für sie alle muß er sorgen. Er denkt an die unendliche Reihe verflochtenen Moden, an die historischen Phantasien des Barocks und Rokos, an alles, was über Kleider gedacht worden ist, und der Mut sinkt ihm, daß er etwas „Neues“ geben kann. Da plötzlich kommt ihm die Erleuchtung. Auf einen raschen Ruf gleitet der Rannequin zu ihm. Schon stehen die Helfer bereit mit Stoffen und Nadeln, und im Rausch des Schaffens beugt er Heberhaft zu arbeiten. Mit zauberhafter Schnelligkeit sind die Stoffe an der Vorführdame drapiert, sind die Nadeln gesteckt, die Falten geworfen, die Linien geglättet. Tiefe Stille herrscht im Salon, dessen Türen fest verschlossen sind. Niemand darf ihn in seinem Schaffen stören; kein fremdes Auge darf das Werk betrachten, von dem der Erfolg der Saison abhängen wird. Nun ist er fertig! Erschöpft und aufatmend steht er vor dem gelungenen Werk. Ein Betrachter erscheint und macht eine Skizze, die die Schöpfung des kurzen Kaufes für die Dauer festhält — eine neue Mode ist geboren!“

Verlag der D. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 27.

Mittwoch, 2. Februar

1927.

(23. Fortsetzung.)

Strandgut.

Roman von W. Fied.

(Nachdruck verboten.)

Als zu Beginn des Sommers ihr Rheumatismus sich besserte, kam sie mehr und mehr aus ihrem Schmollwinkel im Giebel hervor, und Mette sagte mißvergnügt zu ihrem Schatz, dem Kuchentisch: „De Ollsch geht wedder um“, sie fand, es wirtschaftete sich viel angenehmer mit der jungen, die auch mal ein Späßchen machte, die weder selbst vollkommen war, noch Vollkommenheit von anderen verlangte.

Frau Anna strich durch den Garten am Deich und durchs Viehhaus, prüfte die Zahl der Gluden und Küken, stand auf ihren Stod gestützt in der Küche und im Waschküchen, legte indessen niemals Hand mit an. Sie war ja die Altenteilerin, die Abgefeimte. Auch wenn sie es nicht aussprach, hatte sie an allem etwas auszu setzen, am meisten aber an ihrer Schwiegertochter. Sie verargte es Doralles, daß diese den ganzen Tag lang lachte und sang. Dachte denn das dumme Ding gar nicht daran, daß es etwas Tieferes und Heiliges sei, Mutter zu werden, etwas, das sie leicht an die Tore der Ewigkeit führen konnte? Allerdings, das konnte es. Frau Annas Schwester, die blonde Marie Hinrichsen, war auch im Kindbett gestorben und war doch ein so gesundes, lebensfrohes Weib gewesen. O ja, so was kam vor. Die Gedanken der alten Frau gingen häufig auf diesem Wege und einmal gingen sie gar ein wenig weiter. „Falls nach Gottes Willen — man würde sich darin ergeben müssen — wenn nur der Erbe des Hofes gesund und kräftig zur Welt kam, das war das Wichtigste — und dann — wieder allein mit Meno — ihn ganz für sich haben —“

Wie scheu gewordene Pferde gingen diese Vorstellungen mit ihr durch, bis sie sich plötzlich besinnend, aufschreckte und mit beiden Händen an die Stirn griff, als müsse sie da etwas wegwischen. Aber jeder arge Gedanke läßt im Hirn gleichsam seine Fußspur zurück, die einem zweiten ähnlichen den Weg weist. Anna Reintsemas Augen ruhten oft mit kaltem grüblerischen Ausdruck auf Doralles so daß diese sich im stillen fragte: „Was denkt sie, wenn sie mich so anstarrt?“

Weit entfernt davon, daß Meno die Augen über den Rißgriff seiner Ehe ausgehen sollten, schien er zärtlicher gegen seine junge Frau als je. Geschäfte führten ihn jetzt häufig in die Stadt. Und nie kehrte er heim ohne ein Geschenk für Doralles, einen Kleiderstoff, ein kleines Schmuckstück, einen Wirtschaftsgegenstand. Wann hatte er seine Mutter je so reich bedacht? Sie hätte zwar beim besten Willen nicht zu sagen gewußt, was sie sich etwa wünschen möchte, aber dennoch —

„Verrückte Verschwendung“, zürnte sie und ließ Doralles ihren Unmut entgelten.

Der Sommer brachte heiße Tage und viel Arbeit. Zum Reintsemahof gehörten weniger Äcker, aber um so mehr Wiesen, und während der Heuzeit schwankten Tag für Tag die schweren Räder heran, die im Winter den großen Viehstand ernähren sollten. Meno war mit den Knechten beständig draußen, half fällen und abladen, und wenn Regen drohte, mußte auch Mette mit hinaus. Dann lag die ganze Hausarbeit auf Doralles, aber es schien, als ob ihr Eifer und ihre Schaffenslust mit der

Aufgabe wüchsen. Wenn nur die Schwiegermutter nicht gewesen wäre, die nörgelnd und hofmeisternd beständig hinter ihr war. Aber Doralles gewann es jetzt über sich Meno gegenüber zu schweigen.

„Mit Recht soll sie mir nichts am Zeuge fliden können“, dachte sie und arbeitete beinahe über ihre Kräfte, damit Meno bei der Heimkehr Ordnung und Behagen vorfände.

An schönen Abenden fand sie wohl auch einmal ihren Lohn. Dann machte Meno den kleinen Rahn los und ruderte den Fluß entlang, während die Rohrfänger im Schilf säumten und die Nebel sahte aus den Wiesen stiegen. Dann gehörte er ihr ganz, denn der Rheumatismus sorgte dafür, daß Frau Anna ihnen hierher nicht folgen konnte. Ganz nüchtern wie Bauersleute, sprachen sie zunächst von dem, was der Tag gebracht, dann aber auch von ihren Zukunftshoffnungen.

Nährend waren die Freude und der Ernst, mit der Meno seinem Kinde entgegen sah und die Zärtlichkeit, mit der er ohne viele Worte seine kleine Frau umgab. In diesen Stunden geschah es unvermerkt, daß Doralles Reintsema an ihrem Manne wuchs. Es war soviel gelassene Kraft, Vornehmheit des Denkens und unerwarteter Reichtum in ihm, daß der „Reistvogel“, der sich nie ernsthafte Gedanken gemacht, und dessen Seele immer einem blanken, aber flachen Wasserlein geglichen hatte, einsah: „Ich muß mir Mühe geben und lernen, damit ich ihm ähnlich werde, sonst bin ich eines Tages weit hinter ihm zurückgeblieben.“

Nur zu bald wurden die Tage kürzer. Man konnte nach Feierabend nicht mehr rudern, es ging höchstens noch an Sonntagnachmittagen, und endlich hörte auch das auf. Zum zweitenmal, seitdem Doralles im Deichhaus wohnte, kamen die langen Abende, an denen man um die Lampe zusammenrückte, kam Weihnachten und ein schöner Christbaum leuchtete weit hinaus über den dunklen Deich. Als die Lichter angezündet waren, kam eine sonderbare Weichheit über Meno. Er legte den Arm um Doralleses Schulter und sagte: „Wir müssen sehr dankbar sein, wir haben's so gut, und in nächsten Jahre wird es noch viel schöner sein.“

Er dachte an die Kinderaugen, die dann verwundert in die Lichter blickten würden. Aber die alte Frau sah auf das umschlungene Paar und wieder stieg Gefälligkeit in ihr auf.

„Das weiß nur Gott, wie's in einem Jahr aussehen mag“, sagte sie trocken.

Wenige Tage nach dem Fest gab es einen Zwischenfall. Ein Nichts, gleich dem Flug eines Vogels, der eine Lawine ins Rollen bringt, gab den Anlaß. Doralles hatte die Federn der Enten, die den Weihnachtstorten lieferten, versehentlich weggeschüttet, während Frau Anna sie immer sorgsam auszubewahren pflegte. So gehörte es sich für eine sparsame Hausfrau. Aber natürlich, wer keinen Pfennig ins Haus gebracht hatte, konnte leicht mit dem Eigentum anderer verschwenderisch umgehen. Bisher war Doralles jedem Wort, das Anlaß zu Zwist geben konnte, gewissenhaft aus dem Wege gegangen. Heute verließ sie die Selbstbeherrschung. Ihr

Befinden mochte mit daran schuld sein. Eine Zeit zorniger Worte schwall zwischen den beiden Frauen empor. Alles was Doralias monatelang in sich niedergehalten hatte, brauste auf, ja, die Erregung brachte sogar ein wenig von dem jutage, was Fräulein Werned den „proletischen Einschlag ihres Wesens“ zu nennen pflegte, bis man sich endlich soweit vom Ausgangspunkte entfernt hatte, daß niemand mehr so recht wachte, um was es eigentlich ging. Erst die Rückkehr Menos, der einen nachbarlichen Besuch auf einem der nächsten Höfe gemacht hatte, brachte die Streitenden zur Besinnung. Doralias verstummte, und Frau Anna zog sich in ihr Zimmer zurück. Als sie wieder zum Vorschein kam, maulte sie, wie sie noch nie gemault hatte.

Doralias kam heran.

„Bist du noch böse, Mutter? Ich war heftig, aber es soll nicht wieder vorkommen; verzeih mir.“

Aber Frau Anna wandte sich ab ohne ein Wort. Mochte die Schwiegertochter zunächst ruhig mal ihre Ungnade fühlen. Später kam sie in die Küche, um ihre Zimmerglocke zu fällen, denn an ihrem besonnenen Giebel fenster zog sie sehr schöne Geranien, Chrysanthem und Teerosen.

Am Herd, auf dem ein mächtiger Topf mit Pellkartoffeln für das Hühnervolk kochte, wirtschaftete Doralias. Sie sah blaß aus und hatte müde, schwere Bewegungen. Jetzt stach sie mit einer Gabel in die geräuchert brodelnden Kartoffeln.

„Sind längst gar. Das hört man doch schon so“, sagte die Mutter über die Schulter hinweg, während sie sich an der Wassertonne zu schaffen machte.

„Ja, aber Mette ist im Keller, und der eiserne Topf ist so groß und schwer.“

Eine unausgesprochene Bitte um Hilfe lag darin, aber Frau Anna sagte nur kühl:

„Den Diener, Prinzge“, und ging aus der Tür. Da biß Doralias die Zähne zusammen und hob den heißen, unförmigen Topf allein aus den Ringen. Gleich darauf gestellte ein solcher Schrei, daß Frau Anna die Treppe, die sie schon halb erklimmen hatte, wieder zurückhumpelte, so schnell ihre Füße sie tragen wollten.

— — — Sie hatte Doralias ins Zimmer und ins Bett geholt, hatte nach Reno ins Viehhaus geschickt und nach Mette in den Keller. Jemand konnte über den gefrorenen Fluß zum Krug, um nach dem Arzt zu telefonieren, und der Pferdeshmied zog in Eile den kleinen Wagen aus dem Schuppen. Nach Wasserdorf zur weißen Frau, so schnell der Fuhrer laufen wollte. Das eben noch so stille Haus war in wilde Verwirrung geraten, denn auf die Schwelle war das Unglück getreten.

Auf ihrem Bett lag Doralias in Qualen. Aber sie litt vielleicht nicht mehr als die alte Frau, die leichenblaß und zitternd um sie her war, ihr mit der harten Hand das Haar aus der Stirn strich und immer wie trübsinnig murmelte: „Das geht über. Das geht über. Das ist bald wieder gut.“

Sie hatte Schuld, das wußte sie nur allzu wohl und machte auch gar keinen Versuch, das vor ihrem Gewissen zu bemänteln. Wie absolut nichtig schienen jetzt ihr Haß und ihre Eifersucht, all das Trüdelhafte — einschließlich der weihnachtlichen Entensfedern, mit dem sie sich und anderen das Leben sauer gemacht hatte wie ein unartiges Kind. War nicht erst zu gedenken all dessen, was ihr in stillen Stunden durch den Sinn gegangen war, nur dem Herzenskündiger bekannt: böse Gedanken, die einem jungen, frühlichen Geschöpf das Leben mißgönnten. Anna Reintlema ströhete. War das die Wurzel, aus der der Mord spricht?

„O Gott, nimm mich nicht beim Wort, nimm mich nicht beim Wort“, bat sie lautlos. Als sie einmal hinausging an den Reinenstrant, kam Meno ihr nach.

„Ich kann's nicht ansehen, wie sie leidet, Mutter, das ist ja furchtbar. Mutter, meinst du, daß ich sie behalte?“

„Das Kind —“ begann sie, aber er fiel ihr ins Wort.

„Ach, wenn ich sie nur behalte —“

Da sah sie mit einer Deutlichkeit wie nie zuvor, daß allerdings sein ganzes Glück in dem jungen törichtem Ding beschlossen war, wie die Bibel sagte: „Also wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich mir das Rauchen abgewöhnen sollte.

Von Dagobert Winter.

Der jugendliche Daugtorann, den die Mutter entwöhnt, pflegt gewöhnlich eine Gegenrevolution in Szene zu setzen; das Haus wird zwar revolutioniert, das Menschenkind aber die erste Erfahrung gemacht: Schreien hilft nichts. Ich erinnere mich zwar nicht dieser meiner ersten „bitteren“ Enttäuschung, aber ich soll mich so anarchofisch, als es mir damals möglich war, benommen haben, was schließlich nicht zu verwundern ist.

Diese Reminiscenzen aus der goldenen Jugendzeit des unbewußten Ich tauchen in mir auf, da ich nun ein zweitesmal entwöhnt werden soll, und zwar von dem angewöhnten Lieblingslangweiligkeitserwachen, dem Rauchen. Der erste Arzt, den ich wegen eines Magenübel und Kopfschmerzen halber, deren Ausdauer einer besseren Sache würdig war, konsultierte, fragte mich sofort inquisitorisch: „Rauchen Sie viel?“ — „Nicht sonderlich“, erwiderte ich harmlos, „von 8 bis 10 Havannas und einigen Zigaretten abends, nach jeder Mahlzeit meistens eine Importizigarette und abends beim Sitzen eine kurze Pfeife.“ Mit sechs Rezepten und dem eindringlichsten Raucherbot verabschiedete mich der Jünger Askulaps. Im Vorsimmer zündete ich mir nachdenklich eine Zigarre an und beschloß, mir die Sache zu überlegen. Ich gelangte hierbei zu der Überzeugung, daß dies nicht der richtige Arzt für mich sei und ging zu einem zweiten. Nach einer Konsultation von zwei Minuten hatte auch dieser schon die hochnotwendige Frage gestellt. Diesmal gestand ich bloß meine 8 bis 10 Havannas ein und unterschlug Zigaretten und Pfeife; nichtsdestoweniger erschraf der alte Herr dergestalt, daß ich überzeugt bin, ihm durch diese Verheimlichung der vollen Wahrheit das Leben gerettet zu haben. Der Arzt schickte mir die Gefahren eindringlichst, denen ich bei Fortsetzung meiner Nikotinorgien entgegenginge, und mit einem neuerlichen Raucherbote und sechs anderen Rezepten verließ ich das Sprechzimmer. Ich begann die Sache ernster zu nehmen und als ich draußen war, zündete ich mir nur eine Zigarette an. Vielleicht trifft du doch den richtigen Arzt, dachte ich und ging zu einem dritten. Es war dies einer meiner Studienkollegen; seine Sprechstunde war bereits vorüber und er empfing mich im Salon. Der Gute war sehr erfreut darüber, daß ich ihn endlich einmal aufsucht hätte, was ich schon solange versprochen; er offerierte mir Kognak und natürlich eine gute Zigarre, und erst nachdem wir eine Bierbestunde lang von der verschwundenen Burschenberichterstattung geplaudert hatten, enthüllte ich ihm meine Konsultationsabsichten. Nach den ersten Worten, mit welchen ich ihm meine Beschwerden schilderte, nahm er mir die Zigarre aus den Fingern — ich dachte, er wollte Feuer — und warf sie zum Fenster hinaus. Wehmütvoll blinnte ich ihr nach — es war eine „Dentz Clay“. Die Predigt, die diesem Raubattentat folgte, war mit einer bekannten Melodie: wie die ganze Revolutionsära des Jahrhunderts nur vom Rauchen, von diesen verd — Nikotinknütteln herkäme — und wie sehr Tostol Recht habe, wenn er die steigende Immoralität bloß dem Tabak und dem Wein zuschreibe. Ich erwiderte kleinlaut, daß gerade die Türken, die am meisten rauchen, mit ihrem bekannten orientalischen Gleichmut, der sich bis zum Fatalismus steigert, nicht viel von Nervosität wissen dürften. „Wenn du so weiter rauchst“, meinte mein Freund gelassen, „ist es für dich jedenfalls auch fatal.“ Als ich wieder auf der Straße war, hatte ich sechs weitere Rezepte und ein mit Androhung von Verschlag und ähnlichen Amüsenments verschärftes Raucherbot.

Zu Hause angelangt, rechnete ich mir aus, daß ich bei Befolgung aller Ordinationen alle fünf Minuten abwechselnd einen Chlöffel Reduktin und eine Pille zu nehmen hätte. Da mich mein Verstand stark in Anspruch nimmt, war eine solche getraubende Dotation für mich ein Ding der Unmöglichkeit. Dagegen wollte ich es ernstlich, dem übereinstimmenden Berbote auslösen, mit der Entwöhnung vom Rauchen verfahren; ich konnte es doch unmöglich mit meinem Gewissen vereinbaren, die menschliche Gesellschaft um das mir teuerste Mitglied derselben zu bringen. Als ich eben den letzten Vorlass schickte, dem Rauchen ganz zu entsagen, fiel mein Blick auf das erst halbverehrte Kistchen Zigaretten, die mir kürzlich verehrt worden waren. Es war mir sofort klar, daß man einen so entscheidenden Schritt nicht ohne feierlichen Abschied macht; ich schändete mir daher nach sorgfältiger Wahl den schönsten der vorhandenen Glühstängel an, legte mich aufs Sofa und rauchte mit einer Andacht, wie sie sich bei einem Schwanengangs erklärt. Sinnend wie ein Courtois-Mahlercher Romanheld blinnte ich den satten Rauchwolken nach — — —

Ich habe noch nie eine Zigarre so zu Ende geraucht, wie diese. Schweren Herzens legte ich den Zigarettenstummel weg.

Dann hatte ich schon beschlossen, mich dem „Tobann“, dem kühnsten Geiste meiner Havannasammlung, mit einem gewissen Vorurteil machte ich ihm meinen gesamten Tabakvorrat zum Geschenk. Es wäre mir wahrscheinlich leichter angekommen, wenn ich ihm meine nervösen Magenbeschwerden hätte mitgeteilt. Dann ließ ich alle Raucherrequisiten aus meinem Zimmer entfernen; ich atmete auf: Es war getan! — So glaubte ich wenigstens.

Eine Stunde später sah ich bei der gewöhnlichen Stattpartei in meinem Stamme. Meine wenig ruhige Panne wurde nicht besser, als ich in der ersten Tour zwei „Grands“ verlor. „Bünden Sie sich Ihre kurze Pfeife an, lieber Doktor“, meinte ein Partner, „da wird's gleich besser gehen!“

„Ich habe das Rauchen aufgegeben“, erwiderte ich etwas kurz.

„Aha, wissen schon“, lächelte der Dritte und blies mir den Rauch seiner Zigarette ins Gesicht. Ich konnte seit jeder den Rauch, den die Zigaretten anderer verbreiteten, nicht vertragen, ohne selbst zu rauchen. „Eheres la fennel!“ fuhr jener fort, „wahrscheinlich mit Dauchschlag an Eberstanz einer hübschen jungen Frau, die den Tabakgeruch nicht ausstehen mag, verstorben.“

„Lächerlich! Unsinn!“ warf ich ein. „Die Ärzte —“ „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen“, meinte der andere mit einem fast beleidigenden Lächeln. Die Dame, mit der ich Sie neulich traf, scheint mir gerade simperlich genug zu sein.“

Und so ging's weiter, bis — nun bis ich mir vom Kellner eine „dunkle Havanna“ geben ließ.

Je weiter die Zigarre zu Asche wurde, desto reger erwachte in mir ein gewisses Schamgefühl. Wenn ich irgend welche Gelegenheit geboten hätte, wäre ich ohne Zweifel mit meinen beiden Verführern groß geworden. In Ermangelung dessen spielte ich mit ausgefuchter Nosselt und hatte auch die Genugtuung, beide einige Male hereinzulegen.

Abends war ich bei einer befreundeten Familie zum Essen eingeladen. Es war eine opulente Mahlzeit, so daß ich scheltende Tantalusqualen empfand, als ich die anderen Herren ins Rauchzimmer zurückzog. Die anwesenden Damen wollten mir mit einer Votierpartie über meine Seelenqualen hinweg helfen, eine Samariteriat, die mich 50 Mark kostete. Für eine Zigarre, die man nicht geraucht hat, etwas viel. Es war nicht die beste Panne, mit der ich mich schlafen legte.

Am andern Tage blieb ich handbatt. Der rauchlose Weg nach dem Frühstück ins Bureau kam mir zwar sehr schwer an, die Arbeit ging auch etwas schwerfälliger von statten, und als ich nach dem Mittagessen auch den Verlockungen widerstand, baß mir eine Art selbstbefriedigenden Kokettengedächtnisses über die Entbehrung hinweg. Der verführerischen Stattpartei ging ich mit einem Spaziergang aus dem Wege und nach dem Abendessen täuschte ich mich mit dem ominösen Raugummi über die Situation hinüber. Als ich schließlich nach Hause kam, blieb mir freilich der Schmerz nicht erspart. Johann im Vollgenusse einer von meinen Zigaretten zu finden. Ich leerte auch diesen Reih und der schwere Tag war zu Ende.

Andern Tages fand ich im Bureau die erwartete Einladung zu einem hohen Beamten vor; es handelte sich um eine Besprechung, von deren Ausgang ich viel erhoffte. Ich eilte also, der Einladung Folge zu leisten. Der hohe Herr lud mich ein, Platz zu nehmen und meinte, die Sache werde sich rascher und bequemer in Havannarauchwolken erledigen. Ich erwiderte zwar, es sei mir das Rauchen ärztlich unterlagt. „Die letzte Sorte schadet Ihnen gewiß nicht“, meinte er und reichte mir die Punte. Ich konnte, ohne unhöflich zu sein, nicht anders, als mir eine Zigarre anzulinden. Ich entschuldigte mich bei mir mit der force majeure, unter der ich stand. Die Zigarre war ganz vortrefflich und die Affäre war bald glänzend erledigt. Aber ich hatte wieder geraucht! Wenn es nur nicht so viele Fallstricke in der Welt gäbe!

Nach dem Essen peinierte mich die Erinnerung an die Zigarre derart, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte. Ich ließ mir eine ganz gewöhnliche Sorte geben, in der Hoffnung, mir werde eine mindere Qualität den Geschmack verleißen, doch konstatierte ich zu meinem Bedauern, daß unsere Cuba eine ganz rauchbare Zigarre ist. Nachdem der Tag ohnehin schon ein verllorener war, machte ich mir keine Gewissensbisse, noch zwei zu rauchen. Allerdings ging ich abends mit einem gewissen Rahenjammer schlafen.

Als ich am nächsten Tage einen Überdosis machte, hatte ich es glücklicherweise wieder auf fünf Havannas und drei Zigaretten gebracht; vormittags bot eine Arbeit, die mir viel Kopfzerbrechen verursachte, und nachmittags ein Besuch, der mich nervös machte, die willkommene Ausrüstung.

Frau Milli, die sich von mir gern den Hof machen läßt und der ich meine Leidensgeschichte erzählte, glaubte zwar, ich würde handbatter sein, wenn ich ihr das Verlorene abge, nicht zu rauchen. Ich ließ es mir auch abnehmen, aber vier-